

# Tradition als Rettung

Vortrag in Mariawald am 8. Mai 2011 - Freundeskreis der Abtei

## 1. Das Kloster zwischen *fuga mundi* und *pars mundi*

Die Abtei Kloster Mariawald hat für mich einen besonderen Klang. 1977 war ich als Oberstufler Mitglied in der Redaktion der Zeitschrift „Kursbuch“. Sie wurde vom „Stadtteam Saarbrücken“, einer Gruppe von Verantwortlichen der kirchlichen Jugendarbeit in der saarländischen Hauptstadt, herausgegeben. Damals führten wir gerade eine Reihe über das Ordensleben heute durch. Gut jugendlich wollten wir dabei auch etwas Extremes vorstellen, und das schien uns mit dem einzigen Trappistenkloster in Deutschland gegeben. Auf Anfrage erhielten wir denn auch reiches Material; später gesellte sich in meiner Bibliothek dazu ein Bildband über das Leben der Mönche hinzu. Was ich dabei las, hat manche Vorurteile zerstört. Es hat mich - gerade an der Schwelle zwischen Abitur und Priesterseminar stehend - begeistert. So entschloss ich mich, unmittelbar vor dem Eintritt in das Priesterseminars eine Woche im Kloster zu verbringen, und so bin ich 1978 ein erstes Mal mit Zug und Fahrrad angereist. Dort staunte ich z.B. nicht schlecht, wie die Mönche „trotz“ einfachem vegetarischem Essen die Kartoffelsäcke auf den Traktor hochhievt, während ich sie kaum vom Boden anheben konnte. Eine Reihe weiterer Besuche war leider durch meinen Studienortwechsel nach Rom unmöglich geworden. Geblieben aber ist die Erinnerung: Hier ist ein Ort radikaler Kontemplation, des Lebens ausschließlich für Gott. Ein Ort, an dem Gottes *totaliter aliter* mit Händen zu greifen ist.

Seitdem sind über 30 Jahre vergangen. 30 prägende Jahre für die Abtei, Jahre auch von mancher Enttäuschung und Ernüchterung. Wenn ich sie als Beobachter aus der Distanz zusammenfassen darf, so möchte ich sagen: Das Kloster musste erleben, dass es trotz aller radikalen *fuga mundi* - Flucht aus der Welt - doch auch *pars mundi* - Teil der Welt - geblieben ist, dass es geprägt ist von den Umbrüchen, den Fragen, dem Verlust an festem Grund, der unsere Zeit und eben auch unsere Kirche prägt. Unbestechlichstes Zeichen ist dafür immer der Mangel an Berufungen. Denn eine geistliche Berufung - und mehr noch ein monastische - kann nur da wachsen, wo der Glaube fest ist. Fest aber ist der Glaube nur da, wo Menschen bereit sind, für ihn große Opfer zu bringen: Nicht umsonst ist seit biblischen Zeiten der *marty's*, der

Blut-Zeuge, das Inbild eines Gläubigen. Und nicht zufällig wurde die Mönchsprofess immer auch als andauerndes Martyrium angesehen.

Das Kloster als *pars mundi*, das hat nun auch eine besondere Aktualität gewonnen, seitdem Abt Joseph den viel beachteten Entschluss gefasst hat, zur alten klösterlichen Ordnung und zur alten Liturgie zurückzukehren. Es war niemals zu erwarten, dass ein solcher Schritt einhelligen Applaus finden würde. Ebenso wenig war zu erwarten, dass er von einem Augenblick auf den anderen eine neue Blüte einleiten würde. „Dicke Bretter bohren“, wo würde das mehr gelten als im geistlichen Leben? Und wer wüsste das besser als ein Mönch, der sich nur zu gut bewusst ist, dass selbst ein langes Leben im Kloster gerade einmal die ersten Anfänge in der „Schule des Herrendienstes“, wie es im Prolog der Benediktsregel heißt, zu legen imstande ist? Für beides, den fehlenden Applaus und die ausbleibende rasche Blüte, finden wir eine auffällige Analogie in den Anfängen der Zisterzienser:

- Fehlender Applaus: Zu den großen, weil notwendigen Spannungen der Ordensgeschichte gehört die zwischen CLUNY UND CÎTEAUX, zwischen den schwarzen und den weißen Mönchen.<sup>1</sup> Denn es war ja nicht der Gegensatz zwischen Dekadenz und Heiligkeit. Damit würde man es sich mit Cluny zu einfach machen. Es war der zwischen einem Klosterleben im religiösen Dienst an der Welt: Die vielen Messen und Gebete im cluniazensischen Kloster dienten ja wesentlich dem Seelenheil betuchter Förderer, die ihrerseits das Kloster und seine Filiationen mit reichen Gaben bedachten. Cîteaux dagegen und dann in bernhardinischer Blüte vor allem Clairvaux setzte dagegen: Das Kloster ist zuerst und vor allem der Ort des Dienstes an Gott, der Ort der Heiligung der eigenen Seele, der Ort darum auch eines radikalen Schnittes mit der Welt - und dies paradoxerweise gerade nicht, um die Welt zu vernachlässigen, sondern um ihr das eine Notwendige geben zu können: Das Heil Gottes. Die zisterziensische Reform sucht gerade nicht den Beifall oder auch nur die Beachtung der Welt.
- Ausbleibende rasche Blüte: Erinnern wir uns auch daran, dass DIE ERSTEN JAHRE VON CÎTEAUX unter Robert von Molesme mehr als bescheiden waren. So glichen sie sehr

---

<sup>1</sup>Vgl. Apologia (O III, 61-108; D 75-97); Ep. 84, 85, 88; Ep. 254 über den Fortschritt (O VIII,156-160). Ergänzend dazu vgl. *Jean Leclercq*, Recueil d'études sur saint Bernard et ses écrits. 6 Bde. (= Storia e letteratura 104), Rom 1962ff., Bd. II, 69-85, zum „Tractatus‘ abbatis cuiusdam“; *A. Wilmart*, Une riposte de l'ancien monachisme au manifeste de saint Bernard, in: *Revue Bénédictine* 46 (1934) 298-344.

mehr einem Dahindümpeln als einem kraftvollen Aufbruch, so dass zu Recht erst der hl. Bernhard als zweiter Ordensgründer anzusehen ist. Es ist darum eine Askese eigener Art, einen großen Schritt zu vollziehen, ohne doch schon gleich mit Erfolg belohnt zu werden.

Abt Bernhard aber war eine zutiefst kontemplative Seele<sup>2</sup>, d.h. ein Geist, der durch das Sichtbare hindurchschauen konnte zu dem, wie die Welt in den Augen Gottes dasteht. Und so war es ganz sicher die Frucht seiner Kontemplation, dass er zusammen mit seinen Gefährten 1112 eben gerade Cîteaux zu seiner geistlichen Heimat erwählte und nicht etwas das blühende Cluny. Und noch ein wichtiger Punkt seiner klösterlichen Reform ist seiner kontemplativen Begabung zu verdanken. Intuitiv bemühten sich die ersten Zisterzienser um die Reinheit der Liturgie: Mit Eifer besorgten sie sich alte Manuskripte von Messbüchern und anderen liturgischen Werken.<sup>3</sup> Reinheit fanden sie vor allem in der Rückkehr zur Tradition. Tradition war für sie die Stimme des Heiligen Geistes, also nicht Nostalgie des goldenen Gestern, sondern Quelle des notwendigen Heute. Neuerung dagegen konnte nur das Eindringen der Welt in den Raum des Heiligen darstellen. Denn die Welt ist ja der Ort des Wandels, der Unbeständigkeit, des Heute-so-und-morgen-anders. Gott, seine Offenbarung, seine Kirche und sein Gottesdienst zeichnen sich durch Treue und Beständigkeit aus, durch das „nunc stans“ der göttlichen Ewigkeit. So heißt es im Psalm 101 (102),12f.: „Dies mei sicut umbra declinaverunt: et ego sicut foenum arui. Tu autem Domine in aeternum permanes: et memoriale tuum in generationem et generationem. - Meine Tage schwinden dahin wie ein Schatten, und ich verdorre wie Gras. Du aber, o Herr, bleibst in Ewigkeit, und dein Andenken währt von Geschlecht zu Geschlecht.“

So wollen wir uns der Aufgabe stellen, in Treue zu den zisterziensischen Anfängen zu verstehen, welche Bedeutung ein solches Schöpfen aus der Tradition heute und an diesem Ort

---

<sup>2</sup>Hinweis und Zitat „De consideratione“; vgl. *Peter Dinzelbacher*, Bernhard von Clairvaux, Leben und Werk des berühmten Zisterziensers, Darmstadt 1998; *Jean Leclercq*, Bernhard von Clairvaux. Ein Mann prägt seine Zeit (= Große Gestalten des Glaubens), München 1990; *ders.*, Recueil d'études sur saint Bernard et ses écrits. 6 Bde. (= Storia e letteratura 104), Rom 1962ff.; *Giles Constable*, The diversity of religious life and acceptance of social pluralism in the twelfth century, in: D. Beales / G. Best (Hg.), History, Society and the Churches. Essays in honour of O. Chadwick, Cambridge 1987, 29-47.

<sup>3</sup>Vgl. etwa *Dinzelbacher*, Bernhard 212, zur Liturgiereform des von Abt Stephan Harding erarbeiteten liturgischen Werkes. In Cîteaux kam es u.a. zu einer ausgiebigen Untersuchung der Vulgata-Handschriften und der Originalversionen der ambrosianischen Hymnen (vgl. *Dinzelbacher*, Bernhard ...).

annehmen kann. Dabei wollen wir zunächst grundsätzlich den Zusammenhang zwischen dem gegenwärtigen Umbruch im Ordensleben und seiner Krise herausarbeiten. Dies soll nicht so sehr theologisch als vielmehr anhand einer empirischen Studie religionssoziologisch geschehen (2.). Sodann wollen wir näherhin die alte Liturgie betrachten, inwiefern sie einer kontemplativen Erneuerung von Klosterleben und Kirche besonders angemessen ist. (3.).

## 2. Der Zusammenhang zwischen Umbruch und Krise im Ordensleben

Rodney Stark und Roger Finke, die zu den führenden amerikanischen Religionssoziologen gehören, interpretieren seit Jahren erfolgreich religiöse Vorgänge nach dem Schema der rationalen Wahl, d.h. dass Entscheidungen aus dem Verhältnis von Kosten und Nutzen für die Beteiligten erklärt werden können.<sup>4</sup> In Anwendung dieses nüchternen Prinzips auf die Berufung zu einem katholischen Ordens- oder Priesterleben kommen sie zu dem überraschenden, aber gut belegten Ergebnis:

„Wir sind überzeugt, dass die Daten den Schluss nahelegen, dass der Zusammenbruch katholischer Berufungen selbstverursacht war und nicht bloß eine Nebenfolge im Modernisierungsprozess. Die versammelten Bischöfe der Kirche [sc. auf dem II. Vaticanum] haben nach gemeinsamer Beratung viele der am meisten anziehenden Motivationen für das geweihte Leben gestrichen, während sie die kostspieligsten Aspekte der Berufungen beibehalten haben. [...] Dieser Punkt ist zusätzlich durch die Ausnahmen bestätigt: Einige Bistümer sind bei Berufungen noch fruchtbar, und einige Orden ziehen noch Mitglieder an, und zwar diejenigen, die in der Lage sind, den Eindruck eines positiven Verhältnisses von Kosten und Nutzen des geweihten Lebens zu verschaffen.“<sup>5</sup>

Welche anziehenden Motivationen schwanden damals? Stark und Finke nennen einige wichtige Veränderungen:

- \* den Verlust des Vorzugs des geistlichen Standes und seiner Hochschätzung bei vielen Gläubigen;
- \* das Ideal, dass Priester und Ordensleute an der Welt teilnehmen und sie verändern sollen, was doch gerade die Laien verwirklichen;

---

<sup>4</sup>Das Folgende ist weitgehend entnommen meinem Buch: *Andreas Wollbold, Als Priester leben. Ein Leitfaden*, Regensburg 2010, 112f.

<sup>5</sup>*Rodney Stark / Roger Finke, Catholic Religious Vocations: Decline and Revival*, in: *Review of religious research* 42 (2000)125-145, hier 143.

- \* den Verlust eines geistlichen Ideals, wonach das Leben für Gott allein nicht nur durch seine Bedeutung für andere Menschen (z.B. als Zeugnis und Zeichen) wertvoll wird;
- \* die Anpassung des religiösen Lebens an heutige Lebensverhältnisse;
- \* die Aufgabe besonderer Frömmigkeitsübungen und -stile, des geistlichen Gewandes und des ihm gezollten Respekts in der katholischen (und teilweise nichtkatholischen) Bevölkerung u.v.a.<sup>6</sup>

Es ist also genau das Gegenteil der vielfach vertretenen These der Fall, wonach der scharfe Rückgang von Berufungen in der Unzeitgemäßheit der evangelischen Räte bzw. des Zölibats, dem sogenannten Reformstau und den hohen Anforderungen an Priester und Ordensleute begründet sei. Auch erweist sich im nachhinein die Annahme, bei einer Berufung spielten die besseren beruflichen Möglichkeiten eine entscheidende Rolle, als Vorurteil. Schließlich wuchs in den USA die Zahl der Ordensschwestern von 1948 bis 1965 kontinuierlich an, um dann seit 1966 heftig zu fallen, während bereits in der Nachkriegszeit die Zahl der berufstätigen Frauen stark zunahm.

So legt sich ein kausaler Zusammenhang zwischen kirchlicher Liberalisierung und Rückgang in den Berufungen nahe. Er wird noch dadurch untermauert, dass deren Zahlen in Spanien und Portugal, zwei Ländern mit einer erst später einsetzenden kirchlichen Modernisierung, auch erst deutlich später zu sinken beginnen.<sup>7</sup> Noch aussagekräftiger ist das Verhältnis zwischen sechs von Experten als traditionell und acht als progressiv eingeschätzten amerikanischen Diözesen: Der Anteil der Priesterweihen war 1994/1995 in den traditionellen Bistümern dreimal so hoch (2,8 pro 100.000 Katholiken) wie in den progressiven (0,9).<sup>8</sup> Die beiden Forscher haben mit ihrer glänzend argumentierenden Studie ein Tabu gebrochen. Zwar entwickeln sie mit ihrer Studie keine pastoralen Strategien. Aber sie beweisen, dass ein Festhalten an wesentlichen Anforderungen dieser Berufungen ohne die entsprechenden (vorwiegend religiösen!) starken Motivationen notwendigerweise zu einem selbstverursachten Rückgang an Berufungen führt.

---

<sup>6</sup>Ebd. 127. 133-137.

<sup>7</sup>Ebd. 135f.

<sup>8</sup>Ebd. 137-139.

Ein Detail der Untersuchung ist in unserem Zusammenhang besonders aufschlussreich: Traditionell ausgerichtete Klöster und Seminare ziehen deutlich mehr Interessenten an als liberal ausgerichtete, genauer gesagt viermal so viele Interessenten.<sup>9</sup> Weil ihre Lebensweise aber mehr Opfer von den Kandidaten fordert, verließ eine prozentual höhere Zahl die Gemeinschaft vor den Gelübden wieder. Trotz dieses höheren Verlustes war die Zahl der endgültigen Mitglieder in traditionelleren Gemeinschaften merklich höher<sup>10</sup>: „Ordensgemeinschaften, die ein intensiveres Gemeinschaftsleben und eine schärfere Trennung vom weltlichen Leben verkörpern, sind beim Nachwuchs auch erfolgreicher.“<sup>11</sup> So stellt es den Normalfall dar, dass ein solches Kloster eine Phase einer gewissen Unruhe erlebt, Jahre, in denen zwar nicht wenige Interessanten anklopfen, aber die meisten auch wieder gehen. Es ist eine Zeit, in der man am eingeschlagenen Weg festhalten muss, jedoch ggf. in seiner Umsetzung und bei seinem Bild nach außen Korrekturen ansetzen muss, bevor ein solches Kloster erkennbar zu einer neuen Blüte kommt.

Wenn wir diese Überlegungen zusammenfassen, dann zeigt sich ein religiöses Grundgesetz: Nur religiöse Gemeinschaften, die viel von ihren Mitgliedern verlangen, sind zukunftsfähig. Viel geben und viel empfangen, das ist der Schlüssel zum geistliche Aufbruch. Die Alternative stellt nur eine in gewisser Weise immer staatsnahe Kirche dar. Sie lebt nicht vom Opfer, sondern vom Bedürfnis: Immer wird es gewisse religiöse Bedürfnisse geben, und immer wird es dazu einen religiösen Apparat brauchen, der sie befriedigt. So kann man leben - sogar über Jahrhunderte hinweg. Aber soll das genügen für die Kirche Gottes, soll das ausreichen für ein Kloster?

Freilich soll dieser kurze Blick auf den Zusammenhang von Umbruch und Krise im Ordensleben nicht beendet werden, ohne einen wichtigen, von Stark und Finke freilich nur *en passant* gegebenen Hinweis noch einmal ausdrücklich aufzugreifen. Zukunftsfähige Lösungen liegen nicht in der Imitation früherer Verhältnisse. Selbst wenn man persönlich etwa für die Zeit der eigenen Jugend schwärmt, so wäre es doch fatal, das damalige Verständnis von Glaube, Kirche, Liturgie und Ordensleben einfach kopieren zu wollen. Zum einen stellt ganz schlicht

---

<sup>9</sup>Ebd. 139.

<sup>10</sup>Ebd. 141f.

<sup>11</sup>Ebd. 141.

keine Zeit eine heile Zeit dar. Die 50er Jahre etwa zeigen im nachhinein geradezu ein Janusgesicht, einerseits konservativ und andererseits doch bereits von einem Geist des Machens und Veränderns besessen, den man erst nach 1968 vermutet hätte. Zum anderen aber - und das dürfte praktisch noch wichtiger sein - stellten die blühenden traditionsorientierten Ordensgemeinschaften in der Stark/Finke-Untersuchung eben nicht einfach sozusagen die Filmkulisse für einen Historienfilm dar. Sie versuchten nicht, ein Modell früherer Jahrzehnte in die Gegenwart zu transplantieren. Vielmehr zeichnen sie sich durch „innovative Schritte der Rückkehr zur Tradition“ aus.<sup>12</sup> Konkret scheinen mir drei Punkte allein beim Umgang mit dem Nachwuchs heute einer größeren Aufmerksamkeit zu bedürfen als in früheren Generationen. Es handelt sich um drei Punkte, die mit den drei evangelischen Räten zu tun haben:

- **GEHORSAM:** Wer heute einen geistlichen Beruf ergreift, kommt aus einer Welt der Selbstbestimmung. Gewissermaßen das erste Wort, was ein Kind zu sprechen lernt, ist nicht „Du“, sondern „Ich“. Zumeist hat ein Interessent bereits über Jahre hinweg außerhalb des Elternhauses gelebt, hat sich ein eigenes Leben, persönliche Gewohnheiten und Ordnungen geschaffen, hat Vorlieben und Abneigungen aufgebaut. Alles wird für ihn daran gemessen, ob es ihm selbst, seinem eigenen Wollen und Erleben, entspricht. Objektive Ordnungen - also im Kloster die Regel, die festen Zeiten und Aufgaben des Tages, die Kommunität und die Vorgesetzten - werden spontan nur insofern bejaht, als sie dafür als dienlich eingeschätzt werden. Diese Subjektivierung macht selbst vor Gott nicht halt. An meinem Lehrstuhl wird gerade eine große Studie zu den Berufungswegen junger Ordensangehöriger durchgeführt. Es ist noch zu früh, einzelne Ergebnisse zu präsentieren. Auffällig aber ist doch, dass, etwas vergrößernd gesprochen, nicht wenige junge Männer und Frauen dabei mehr das religiöse Innenleben, ihr spirituelles Bedürfnis und ihr Erfahren im Blick hatten als das Du Gottes, sein Gegenüber, das aus jeder Beschäftigung mit sich selbst herausruft. Der sogenannte Wertewandel unserer Kultur hin zu einer „autozentrischen Mentalität“ (H. Klages) greift selbst dort noch, wo ein gegenkultureller Lebensentwurf gewählt wird!
- **EHELOSE KEUSCHHEIT** war nie eine selbstverständliche Tugend. Dennoch steht sie heute unter besonderem Druck. Zum einen hat die Übersexualisierung unserer Zeit dazu

---

<sup>12</sup>Ebd. 143.

geführt, dass junge Kandidaten entweder bereits mit entsprechenden Vorgeschichten an die Klosterpforte klopfen oder doch bereits seit vielen Jahren den Druck Gleichaltriger (und nicht nur derer!) aushalten mussten: „Hast Du noch keine Freundin?“ Fast immer also sind sie Konvertiten der Keuschheit, und einem Konvertiten bleibt immer die Erinnerung: „Es war einmal anders, und darum könnte es auch wieder anders werden.“ Zum anderen gibt es einen nicht unbeträchtlichen Druck, deviantes Sexualverhalten offen zu praktizieren. Ich denke hier insbesondere an homosexuelle Beziehungen. Nicht immer und nicht überall war man in dieser Hinsicht in den letzten Jahrzehnten eindeutig in Lehre und Praxis, und nicht zuletzt die Missbrauchskrise des vergangenen Jahres war teilweise die Folge davon.

- ARMUT: Alles verlassen, diese Forderung Jesu bringt die besonderen Herausforderungen an den Ordensnachwuchs heute auf den Punkt. Denn in oft erstaunlicher Naivität gelingt es der heute meist gängigen Spiritualität, Kreuzesnachfolge, Selbstverleugnung, Askese und Abtötung - zweifellos der Fels, auf den allein jeder geistliche Fortschritt gebaut werden muss - auszublenden oder umzuinterpretieren. Kreuz wird zur Annahme von Grenzen, Selbstverleugnung zur Suche nach dem, was einem wirklich entspricht, Abtötung zur Gelassenheit, und Askese... zur Mystik! Ja, man will erfahren, in einem Fluidum göttlicher Liebe baden, aber dem harten Gesetz der Arbeit im Schweiße des Angesichts - gerade auch der Arbeit an sich selbst - entzieht man sich.

### **3. Die alte Liturgie und die kontemplative Erneuerung von Klosterleben und Kirche**

Lassen Sie mich abschließend noch einige Worte zur Wiederentdeckung der alten Liturgie sagen. Sie ist einem kontemplativen Kloster in ganz besonderer Weise angemessen. Die Liturgiereform nach dem II. Vatikanischen Konzil war pastoral motiviert. Deutliches Zeichen dafür ist es, wenn manche Priester und Bischöfe bekennen: „Für mich persönlich hätte ich die Reform nicht gebraucht. Aber für die Gläubigen ist es doch ein großer Fortschritt!“ Ohne hier auf die tatsächlichen Gewinne und Verluste der Liturgiereform selbst eingehen zu können, sei



hier nur bemerkt, wie die Durchführung dieser Reform faktisch das kontemplative Element weitgehend zurückgedrängt hat.

- Die Liturgiereform wollte die Gläubigen zur *participatio actuosa*, zum Mittun bei der Liturgie, anregen. Teilnahme durch Beteiligung, so könnte man dieses Ideal umschreiben: Mitsingen, Mitbeten und Mittragen verschiedener Dienste als Lektor, Kommunionhelfer, Scholasänger, Kommentator oder als einer, der an verschiedenen Stellen ein persönliches Zeugnis ablegen kann. Alles verstehen zu können wird zum wichtigen Anliegen. Darum wird die Muttersprache, die radikale Vereinfachung der Riten, ein Symbolverständnis nach Art von „Das bedeutet das“, die vollständige Sichtbarkeit aller Handlungen u.v.a. zum Muss. Kontemplation dagegen lebt von der *ruminatio*, dem geistlichen „Wiederkauen“: ein Leben lang immer dasselbe zu betrachten, zu vertiefen, zu verinnerlichen, gerade weil es sich dem raschen Zugriff entzieht. Nicht-Erkennen, Schweigen, Sich-überragen-Lassen und Anbetung sind ihre Nahrung. Ihre wichtigste Handlung ist nicht das Tun, sondern das Schauen - die Stilllegung der eigenen Kräfte angesichts des göttlichen Gnadenwirkens.
- Die Liturgie selbst sollte *manifestatio ecclesiae* sein, wie die Liturgiekonstitution „Sacrosanctum Concilium“ sagt. Wenn die Kirche *communio* ist, dann soll das Miteinander, das geordnete Wir beim Gottesdienst manifest werden, d.h. in Erscheinung treten. Bei der Liturgie soll Kirche erfahrbar werden, so könnte man sagen. Die Beteiligten sollen sich darin wiederfinden. Dabei drängt also alles ins Sichtbare, Greifbare, Verstehbare. Der Kreis, das gegenseitige Anschauen und Angeschaut-Werden wird selbstverständlich. Kein Wunder, dass man darüber Schweigen, Sakralität, Verborgenheit und Entzug verlernt hat. Dies aber sind wesentliche Elemente jedes kontemplativen Lebens. Gott ist der „finstere Lichtstrahl“ (Dionysius Areopagita): Indem er sich zeigt, verbirgt er sich, und indem er sich gibt, überragt er auch all unser Erfassen und Begreifen.
- Schließlich merkt man der alten Liturgie in tausend Einzelheiten an, dass sie an Orten der Kontemplation gewachsen ist, und zwar ganz besonders an den Orten, die dem Leben nach der Benediktsregel geweiht sind. Das Senken der Augen und der Verzicht auf die *curiositas* des hin- und herschweifenden Blicks, das Dämpfen der Stimme und das vollständige Schweigen, das Gesetz der Wiederholung und der Regelmäßigkeit

anstelle des immer Neuen und stets Anderen, die Sammlung des Geistes in Einheit mit der Zucht des Leibes und seinen maßvollen Bewegungen, die Aufmerksamkeit der Rubriken auf die kleinen Verrichtungen und die dafür notwendige *diligentia*, die fraglos bejahte kirchliche Hierarchie, die aber doch eine Ordnung nicht der Willkür, sondern des nach oben hin immer strengeren Knechtsdienstes Christi ist, natürlich auch der Choral und seine vergeistigte, asketisch-schöne Ästhetik und seine völlige Unterordnung unter das heilige Wort, und, und, und...

Programmatisch hat Papst Benedikt XVI. bei der Interpretation des II. Vatikanischen Konzils eine „Hermeneutik der Kontinuität“ verlangt. Später hat er dies aufgegriffen, als er auch von einer „Hermeneutik ,der priesterlichen Kontinuität““ gesprochen hat:

„Wie sich die Hermeneutik der Kontinuität als immer dringlicher erweist, um die Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils in angemessener Weise zu verstehen, so scheint analog dazu eine Hermeneutik notwendig zu sein, die wir als Hermeneutik ,der priesterlichen Kontinuität‘ bezeichnen könnten, die ausgehend von Jesus von Nazaret, dem Herrn und Christus, und durch zweitausend Jahre der Geschichte von Größe und Heiligkeit, Kultur und Frömmigkeit, die das Priestertum in der Welt geschrieben hat, bis in unsere Tage hinaufreicht.“<sup>13</sup>

Sollten wir darum nicht auch von einer „Hermeneutik der monastischen Kontinuität“ sprechen dürfen? Einem klösterlichen Leben also, das sich dem Hier und Heute keineswegs verweigert, das aber bei allen aufgaben aus dem Brunnen der Tradition schöpft und daraus Neues und Altes hervorzieht. In diesem Sinn kann man der Abtei Mariawald bei ihrem Abenteuer der Tradition nur Gottes reichen Segen wünschen.

---

<sup>13</sup>Der Priester ist „Eigentum“ Gottes. Ansprache von Papst Benedikt XVI. am 12. März, in: OR (D) Nr. 13/14 (2. April 2010) 11.